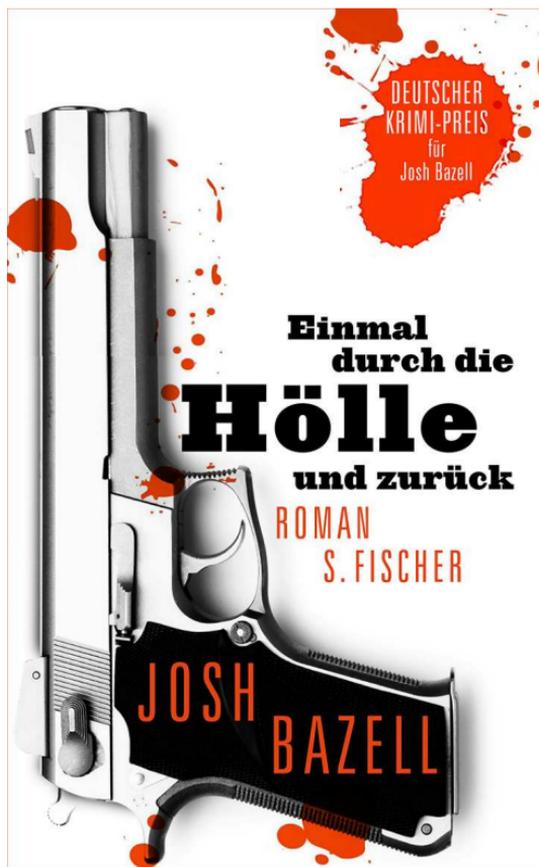


Unverkäufliche Leseprobe des S. Fischer Verlages

Josh Bazell  
Einmal durch die Hölle und zurück



Preis €(D) 18,95 | €(A) 19,50 | SFR 27,50

ISBN: 978-3-10-003913-2

Roman, 416 Seiten, gebunden

S. Fischer Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2011

# 1 KARIBISCHES MEER HUNDERT MEILEN ÖSTLICH VON BELIZE

*Donnerstag, 19. Juli*

Auf dem Telegramm steht bloß: »ISMAEL – RUF MICH AN«, aber als es unter der Tür durchgeschoben wird, bin ich gerade damit beschäftigt, einem armen Teufel mit einer Zange ein paar Zähne zu ziehen, deshalb lese ich es erst später.

Der Typ ist ein Huaorani-Indianer aus dem Amazonasgebiet in Ecuador, totaler Beatlemania-Haarschnitt und so, obwohl er die weiße Wäscherei-Uniform trägt.

Natürlich sind auf dem Schiff alle Uniformen weiß.

Ich klopfe vorsichtig gegen seinen nächsten Backenzahn und frage: »¿Seguro?«

»Nein«, sagt er.

»¿Verdad?«

»Alles in Ordnung.«

Vielleicht stimmt es ja. Nach allem, was ich über Zahnmedizin weiß – zugegebenermaßen beruht dieses Wissen nur auf ungefähr drei Stunden Demonstrationsvideos bei YouTube –, betäubt eine Lidocain-Injektion in den hinteren oberen Alveolarnerv bei etwa zwei Dritteln aller Menschen den dritten Backenzahn. Die anderen brauchen eine zweite Injektion in den mittleren oberen Alveolar, sonst spüren sie alles.

Jeder richtige Zahnarzt würde vermutlich beide Spritzen geben. Aber genau diese Vorgehensweise hat dazu geführt, dass ich das gesamte Lidocain in der Mannschaftsklinik schon auf-

gebraucht habe, und auch fast alles, was ich aus der Passagierklinik stehlen konnte. Deshalb muss ich jetzt an die Zähne klopfen und fragen. Und viele meiner Patienten sind zu viril oder bloß zu höflich, um einzugestehen, dass sie noch etwas spüren.

Tja, was soll's. Spar dir das Lido für jemanden auf, der zu viel Angst hat, um zu lügen.

Ich drehe den Backenzahn so schnell und sanft wie möglich heraus. Trotzdem zerbröckelt er in der Zange zu schwarzem Gries. Rasch fange ich die Bröckchen mit der behandschuhten Hand, bevor sie die Uniform des Mannes beschmutzen können.

Ich habe den Eindruck, dass ich im Speicher noch mal einen Vortrag über Mundhygiene halten sollte. Der letzte hat anscheinend nichts gebracht, aber während meiner Rede gab's dort wenigstens nicht so viele Messerstechereien.

Ich streife die Handschuhe über dem Waschbecken ab. Als ich mich umdrehe, sehe ich, dass dem Mann Tränen übers Gesicht laufen.

Feuerdeck 40 ist eine Metallplattform zwischen zwei Schornsteinen – soweit ich weiß, der höchste Punkt des Schiffes, an dem man stehen kann. Weiß der Geier, was das Ganze mit Feuer zu tun hat.

Sonnenuntergang, der Wind so heiß wie aus einem Fön. Am Horizont türmt sich parallel zum Schiff eine riesige Wolkenwand. Schillernde Rot- und Grautöne, die sich überlappen wie Eingeweide.

Ich ertrage das verdammte Meer nicht. Auch in physiologischem Sinne, wie sich herausgestellt hat. Auf dem Meer kann ich nicht richtig schlafen, bin nervös und anfällig für Flashbacks. Auch deshalb ist der Job als stellvertretender Arzt auf einem Kreuzfahrtschiff genau das, was ich verdient habe.

Nicht, dass ich wahnsinnig viele Möglichkeiten gehabt hätte. Falls es eine andere Branche gibt, die so viele Ärzte einstellt, ohne sich darum zu scheren, ob ihr Diplom – in meinem Fall von der Universität Zihutanejo, unter dem Namen »Lionel Azimuth« – echt oder bloß von handelsüblichen Unterlagen abgekupfert ist, dann ist mir das bisher entgangen. Und oben-drein eine Branche, die kaum von der Mafia infiltriert ist.\*

Die Luke in der Wand neben einem der Schornsteine öffnet sich knarrend, und ein Schwarzer in der langärmeligen (weißen) Uniform der stellvertretenden untersten Deckaufsicht erscheint.

»Dr. Azimuth«, sagt er.

»Mr Ngunde.«\*\*

Mr Ngunde starrt mich an. »Doktor, Ihr Hemd steht offen.«

\* Genau wie der Rest der Welt begann sich die Mafia erst nach der Premiere von *Love Boat* im Jahre 1977 für Kreuzfahrtschiffe zu interessieren – schlechtes Timing, denn das FBI steckte damals mitten in einer Ermittlung gegen die Hafendarbeitergewerkschaft und hatte bereits Wanzen und Informanten im Einsatz. Als sich die Mafia aus diesem Wust befreit hatte und in Aktion treten wollte, hatte sich die Kreuzfahrtbranche schon ihrem Einfluss entzogen.

\*\* Die Mannschaft eines Kreuzfahrtschiffs setzt sich durchschnittlich aus sechzig verschiedenen Nationalitäten zusammen. Die Branche behauptet gern, das sei eine freudige Begleiterscheinung des Fußballweltmeisterschafts-Globalismus, aber in Wirklichkeit geht das Ganze auf ein Sit-in der überwiegend honduranischen und jamaikanischen Crews zweier Schiffe der Carnival Lines zurück, die 1981 im Hafen von Miami lagen. (Bekanntlich hatten die streikenden Arbeiter ein Schild mit der Aufschrift »KOMMT AN BORD, WENN IHR DIE WARHEIT WIESEN WOLLT« hochgehalten, um die Presse einzuladen, doch die Reporter hatten sie von Land aus als Analphabeten verhöhnt.) Inzwischen sorgen die Kreuzfahrtlinien dafür, dass keine Nationalität mehr als 5% einer Mannschaft stellt, während bei den Offizieren so viele wie möglich *derselben* Nationalität angehören sollen – am besten einer, deren Sprache die Crewmitglieder nicht verstehen, zum Beispiel Griechisch.

Das stimmt. Obwohl ich ein weißes Unterhemd trage, lasse ich mein weißes kurzärmeliges Uniformhemd mit den goldenen Epauletten offen. Auf die Art komme ich mir vor wie der betrunkene Pilot einer Fluglinie.

»Ich glaube, daran stört sich niemand«, sage ich und blicke über den Rand der Plattform.

Von hier aus betrachtet, scheint das Schiff, das doppelt so breit und dreimal so lang ist wie die Titanic, hauptsächlich aus weißen Dächern und Telekommunikationsanlagen zu bestehen, doch man kann auch ein paar arme Teufel sehen, die die Aufgabe haben, Ausschau nach Piraten zu halten. Die Passagierbereiche, die ich überblicke, wie den Nintendo-Dom und den hintersten Indoor/Outdoor-Pool, sind garantiert leer, denn in den fünf großen Restaurants des Schiffes wird seit einer halben Stunde das Abendessen serviert.

Mr Ngunde kommt nicht zu mir rüber. Das ruft mir ins Gedächtnis, dass er Höhenangst hat, und ich bekomme ein schlechtes Gewissen, weil er bis hier raufkommen musste, um mich zu finden. Und weil ich ihn leichtfertig zu einem Verstoß gegen die Vorschriften verleitet habe, für den man ihn feuern und im nächsten Hafen von Bord schicken würde – wohingegen ich, betrunken und von dem brennenden Wunsch beseelt, gefeuert zu werden, anscheinend aus der Kabine kommen und einen Sicherheitsbediensteten umrennen kann, und der sich sogar noch entschuldigt. Sofern Mr Ngunde keiner speziellen Aufgabe wie dem Fahren der Eisglättmaschine nachgeht, darf er sich nirgends aufhalten, wo er von den Passagieren gesehen werden könnte. Ganz egal, wie sein Hemd aussieht.

Da ich gerade an die Eisglättmaschine denke, frage ich: »Wie geht's Ihrem Arm?«

»Sehr gut, Doktor.«

Das kommt mir unwahrscheinlich vor. Am linken Unter-

arm hat Mr Ngunde eine große, vom Ärmel verdeckte Brandwunde, weil er versucht hat, bei heißem Motor Lenkflüssigkeit in die Maschine nachzufüllen. Ich konnte auf dem ganzen Schiff keinen Tetanusimpfstoff finden. Und ich habe auch noch nicht oft genug Tetanus gesehen, um zu wissen, wie besorgt ich deswegen sein müsste.

»Und der Durchfall?«, fragt Mr Ngunde.

»Ist zurückgegangen. Essen Sie einfach nichts von dem Eintopf.«

»Danke, Doktor. Viele Untersuchungen heute Nachmittag?«

»Geht so.«

»Irgendwas Interessantes?«

»Nein.«

Mr Ngunde will wissen, ob einer meiner Patienten so unzufrieden war, dass er es einem der Abteilungschefs melden müsste. Ich nehme ihm das nicht übel. Irgendwann in den nächsten vierundzwanzig Stunden wird mich ein Vorgesetzter von Mr Ngunde ganz beiläufig fragen, ob Mr Ngunde vor kurzem mit mir gesprochen und dabei irgendwas Interessantes gesagt hat.

Trotzdem ist es saublöd, denn es ruft mir ins Gedächtnis, dass ich bei einer Kreuzfahrtlinie angestellt bin. Mein eigener Job strotzt vor Privilegien: Ich habe meine eigene Kabine, ich brauche in den meisten Restaurants nichts zu bezahlen und habe – wie der Erste Schiffsarzt – einen Platz im Rettungsboot Nr. 1, dem des Kapitäns.\* Aber die meisten meiner Patienten wünschen sich, sie hätten ihre dreckigen Slums und Dörfer nie verlassen. Sie verdienen etwa sechshundert Dollar im Monat, und davon müssen sie die Bestechungsgelder für neue Arbeits-

\* Auch *Das Juwel der Seh euch später, ihr Idioten* genannt.

utensilien bezahlen, das Geld für eine Vertretung, wenn sie mal schlafen wollen, die Zinsen für die Darlehen, die sie aufgenommen haben, um herkommen zu können, und die teuren Überweisungen, die verhindern sollen, dass ihre Kinder – da sei Gott vor – je auf einem Kreuzfahrtschiff arbeiten müssen. Ob das, was ich tue, ihr Leben verbessert oder bloß zu ihrer Ausbeutung beiträgt, wird für immer ein Geheimnis bleiben.\*

»Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen, Doktor.«

»Natürlich, Mr Ngunde. Tut mir leid.« Er schwitzt.

Als er die Luke hinter sich zuzieht, fällt mir das Telegramm ein, das ich vom Klinikfußboden aufgehoben habe. Hole es raus und lese es.

»ISMAEL. RUF MICH AN.«

Interessant.

Ismael war mein Deckname bei WITSEC, dem nationalen Zeugenschutzprogramm, doch der einzige Mensch, der mich wirklich so nannte, war Professor Marmoset. Der mich in WITSEC unterbrachte und mir dann ein Medizinstudium ermöglichte. Und mich später, als ich in Schwierigkeiten steckte, aus New York City rausholte.

Marmoset redet nicht viel. Er meldet sich auch nicht oft. Wenn doch, dann ist es ernst. Es könnte bedeuten, dass irgendwo ein Job wartet. Vielleicht sogar als Arzt.

\* Das zugrundeliegende Problem besteht darin, dass Kreuzfahrtlinien im Allgemeinen weder Arbeits- noch Menschenrechts- und Umweltgesetzen, auch keinen Gesundheitsvorschriften (oder einer Besteuerung) unterliegen, denn die meisten ihrer Schiffe – sogar solche, die nur aus amerikanischen Häfen operieren – sind in Panama, Bolivien oder Liberia registriert. Zum letzten Mal sollte daran während der Clinton-Regierung etwas geändert werden, doch damals hieß es, das Ganze sei so stark mit dem Welthandel verknüpft, dass man besser die Finger davon lasse.

Vielleicht sogar an Land.

Doch ohne weitere Informationen sollte man gar nicht erst darüber nachdenken. Der Job, den ich im Moment habe, ist schon beschissen genug, wenn man sich nicht vorstellt, man könnte was anderes tun.

Also konzentrier dich auf das Schwanken des Schiffes. Spür, wie dich die Übelkeit überkommt.

Du findest die Antwort noch früh genug raus.



## 2 PORTLAND, OREGON

Montag, 13. August

Die Frau mit der Betty-Page-Frisur und dem »DR. LIONEL AZIMUTH«-Schild im Flughafen von Portland ist genau die Person, die *ich* einstellen würde, wenn ich der vierzehnt-reichste Mann Amerikas wäre. Sie sieht aus wie ein Pin-up-Girl. Ein Pin-up-Girl, das boxt.

»Kein Interesse«, sagt sie, als ich auf sie zugehe.

»Ich bin Lionel Azimuth.«

»Verpiss dich.«

Ich nehme das nicht persönlich, denn ich sehe aus wie ein testosterongesteuerter Schläger. »Ich bin mit Rec Bill verabredet«, sage ich.\*

Sie überlegt einen Moment. »Haben Sie kein Gepäck?«

»Bloß das hier.«

Einen Augenblick später: »Warum benutzen Sie nicht die Rollen am Koffer?«

»Der Griff ist nicht lang genug.«

Sie blickt sich um. Da ist sonst niemand, der behauptet, er wäre Azimuth.

»Tut mir leid«, sagt sie. »Ich bin Violet Hurst. Rec Bills Paläontologin.«\*\*

\* In Wirklichkeit sage ich nicht »Rec Bill«. Das ist nur ein Spitzname, den ich benutze, weil er immer als »reclusive billionaire«, »einsiedlerischer Milliardär«, bezeichnet wird.

\*\* Natürlich sagt auch Violet Hurst nicht »Rec Bill«.

»Wozu braucht Rec Bill eine eigene Paläontologin?«, frage ich, als wir es aus dem Regen ins Flughafensparkhaus geschafft haben. Es ist acht Uhr abends.

»Das darf ich Ihnen nicht sagen. Es ist vertraulich.«

»Klonen Sie etwa Dinosaurier, wie in *Jurassic Park*?«

»Niemand klonet Dinosaurier wie in *Jurassic Park*. Im Verlauf von vierzigtausend Jahren zerfällt DNS, auch in einer von Bernstein umhüllten Stechmücke. Die einzige Möglichkeit, an sechzig Millionen Jahre alte Dinosaurier-DNS zu gelangen, besteht darin, sie aus derzeit lebenden Nachkommen rückzuentwickeln. Und ehe wir die entsprechende Technologie besitzen, werden wir auf der Straße schon Menschenfleisch essen.«

»Wirklich? Warum?«

»Es enthält jede Menge Eiweiß. Und überhaupt, ich habe gar nichts mit Zoologie zu tun. Das da ist meiner.«

Wir sind bei einem Wagen angelangt. Es ist ein alter Saab mit einem Roststreifen, der wie die Wasserlinie eines Schiffes aussieht. Vielleicht ist es ja eine Wasserlinie.

»Was für eine Paläontologin sind Sie denn?«, frage ich sie.

»Ich befasse mich mit Katastrophen. Vielleicht sollten Sie's einfach ansprechen.«

»Was?«

»Warum mein Auto so eine Klapperkiste ist, wenn ich für den vierzehntreichsten Mann Amerikas arbeite?«

Das habe ich mich tatsächlich gefragt. »Ich besitze nicht mal ein Auto«, sage ich.

»Rec Bill zahlt nicht viel, falls Sie noch niemand vorgewarnt hat«, erwidert sie und schließt die Beifahrertür auf. »Er befürchtet, dass man ihn ausnutzt.«

»Also dreht er den Spieß um?«

»Er tut das, was ihn seiner Meinung nach bei Verstand hält.

Übrigens sollten Sie die Sache mit dem vierzehntreichsten Mann nicht erwähnen. Das kann er nicht ausstehen.«

»Weil es ihn verdinglicht oder weil er bloß Vierzehnter ist?«

»Wahrscheinlich beides. Werfen Sie Ihr Gepäck hinten rein. Der Kofferraum geht nicht auf.«

»Und wie lange dauert's noch, bis wir auf der Straße Menschenfleisch essen?«, frage ich.

»Das wollen Sie gar nicht wissen.«

Wir sind auf dem Highway. Der Regen liegt wie ein vibrierendes Gel auf der Windschutzscheibe.

»Doch.«

Ich will jedenfalls, dass sie weiterredet. Ich bin keine beiläufigen Gespräche mehr gewohnt, auch nicht mit jemandem, der *nicht* so aussieht, als könnte er seinen eigenen Dschungelplaneten erschaffen. Ich befürchte, ich könnte etwas sagen, das meinen wahren Gedanken ähnelt.

»In den Vereinigten Staaten? Nicht mal hundert Jahre«, sagt sie. »Vielleicht auch nur dreißig.«

»Wirklich? Warum?«

Sie sieht mich an, als würde man sie öfter gern reden lassen. Muss frustrierend sein.

»Im Endeffekt«, sagt sie, »gibt es zu viele Menschen und nicht genug Nahrung. Eine Milliarde Menschen hungern bereits. Und die Kombination aus Klimawandel und schrumpfenden Ölvorräten lässt die Zahl bald in die Höhe schießen.«

»Weil wir dann keine Lastwagen und landwirtschaftlichen Geräte mehr benutzen können?«

»Zunächst mal, weil wir nichts mehr anbauen können. Alle modernen Düngemittel, Pestizide und Herbizide werden aus Petroleum hergestellt.«

»Und Sie glauben, all das geht uns bald aus.«

»Es muss gar nicht völlig aufgebraucht werden. Wir müssen bloß an den Punkt gelangen, wo die Förderung oder künstliche Herstellung eines Barrels Öl mehr Energie verbraucht, als man daraus gewinnt. Vielleicht ist dieser Punkt längst erreicht – schwer zu sagen, denn die Ölfirmen werden so stark subventioniert, dass sie Benzin zu einem Preis verkaufen können, der unter den Herstellungskosten liegt.«

»Und Sie glauben nicht, dass wir einen Ersatz finden?«

»Zum Beispiel?«

»Keine Ahnung – sicherere Atomenergie?«

»Atomenergie ist bloß Hokuspokus, auch ohne Lecks oder Explosionen. Kein Atomkraftwerk hat je so viel Energie produziert, dass es seine Bau- und Instandhaltungskosten amortisiert hätte. Mit Atomenergie scheffeln die Energiekonzerne bloß Geld, und während Frankreich sauber bleibt, wird Südamerika verseucht.«

»Und wie steht's mit erneuerbaren Energiequellen?«

»Wie Wind oder Erdwärme? Ganz nett, aber unbedeutend. Petroleum ist im Laufe von vier Milliarden Jahren aus Organismen entstanden, die mit Hilfe der Sonnenstrahlung das Kohlendioxid in der Luft in Kohlenhydrate umgewandelt haben. Da kommt nichts anderes mit. Und selbst wenn es so etwas gäbe, wären wir nicht imstande, Batterien herzustellen, die diese Energie speichern könnten. Denn Öl besitzt noch eine weitere Eigenschaft: Es ist sein eigenes Speichermedium und Transportmittel. Aber das ist für heute Abend genug verrücktes Wissenschaftlergeschwätz. Jetzt reden Sie mal.«

Nein danke.

»Ich komme mir vor wie ein Idiot«, sage ich. »Bis jetzt habe ich mir nur über den Klimawandel Sorgen gemacht.«

»Das ist eigentlich nicht das, was ich mit ›reden‹ gemeint habe.«

»Ich meine ja bloß.«

»Grr. Also gut. Sie *sollten* sich tatsächlich über den Klimawandel Sorgen machen. Wegen des Ölcrashs werden etwa sechs Milliarden Menschen sterben. Das genügt, um uns auf den Bevölkerungsstand vor der Industriellen Revolution zurückzuwerfen. Vielleicht auch ein bisschen niedriger, denn seit damals hat die Erde einen Großteil ihrer Tragfähigkeit eingebüßt. Doch wer das überlebt, fällt dem Klimawandel zum Opfer. Selbst wenn wir des Ölcrash abwenden können, sterben alle Menschen auf Erden durch den Klimawandel.«

»Aber verlangsamt sich der Klimawandel nicht, wenn wir kein Öl mehr haben?«

»Gute Frage, mein Freund.«

»Nein?«

»Leider nicht. Sind Sie sicher, dass Sie das hören wollen?«

»Sie haben recht. Nichts ist so uninteressant wie das Ende der Welt.«

Sie sieht mich an. »Für die meisten Menschen trifft das tatsächlich zu. Aber die Rohstoffnutzung wird beim Zusammenbruch der Gesellschaften bei weitem nicht mehr so gut funktionieren. Sie müssen sich vorstellen, dass die Leute zum Heizen ihre Sofas verbrennen werden. Und überhaupt, auch wenn wir jegliche Kohlenwasserstoffnutzung sofort stoppen könnten und die sechs Milliarden Menschen einfach sterben ließen, würde sich der Klimawandel trotzdem weiter beschleunigen. Vielleicht nicht so stark, aber er würde an Tempo gewinnen. Das lässt sich nicht mehr aufhalten. Wir haben den Methan-Abzug bereits ausgelöst.«

»Und das heißt?«

»Meinen Sie das ernst?«

»Natürlich.«

»Das ist das Letzte, was Sie von mir zu hören kriegen.« Sie

wartet auf meine Einwilligung, doch ich tue so, als würde ich es nicht merken. »Das heißt, wenn man die Erde so lange aufheizt, bis der arktische Schelf mit seinen Methanhydratvorkommen schmilzt. Methan ist als Treibhausgas zwanzigmal stärker als Kohlendioxid. Der Atlantik ist schon fast so sauer, dass Schalentiere keine Schalen mehr bilden können, und irgendwann kommt der Punkt, wo im Wasser nur noch sulfatreduzierende Bakterien leben können, die Schwefelwasserstoff ausatmen. Das ist für Pflanzen und Tiere giftig und obendrein selbst ein Treibhausgas. Vor fünfzig Millionen Jahren hat es den Himmel grün gefärbt. Diesmal wird das wesentlich schneller gehen.« Sie sieht mich wieder an. »Aber seltsamerweise scheint Ihnen das gar nichts auszumachen.«

Stimmt. Ich weiß nicht genau, warum. Die totale Vernichtung der menschlichen Rasse ist offenbar ziemlich witzig, besonders wenn sie durch Übervölkerung und Technik ausgelöst wird, den einzigen beiden Hobbys, die wir je ernst genommen haben. Doch genauso wahrscheinlich ist, dass diese Frau mit ihrem Verdacht richtig liegt, ich könnte mich bloß an ihrer Nähe erfreuen. Welche Botschaft wird bei Violet Hurst nicht in jeder Hinsicht vom Medium ausgestochen?

Das macht bestimmt einsam und muss frustrierend sein.

»Seit wann gibt's denn kein Zurück mehr?«, frage ich.

»Vergessen Sie's. Ich beende das Thema.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Und damit beschäftigen sich Katastrophen-Paläontologen?«, frage ich. »Sie erforschen das Ende der Welt?«

»Die verschiedenen Szenarien für das Ende der Welt. Die Katastrophe, von der die menschliche Rasse ausgelöscht wird, ist eine Spezialdisziplin.«

»Und genau das tun Sie in Rec Bills Auftrag?«

»Was ich in Rec Bills Auftrag tue, ist vertraulich. Aber die Antwort lautet nein.«

»Können Sie mir wenigstens sagen, worüber er mit *mir* sprechen will?«

»Eigentlich nicht.«

»Ganz unter uns?«

»Tut mir leid«, sagt sie, »das will er Ihnen selbst sagen. Rec Bill legt großen Wert auf Vertrauen.«

Sie blinkt, um zur Ausfahrt zu gelangen. »Da wir gerade davon reden: Ich soll warten und Sie nach dem Gespräch zu Ihrem Hotel bringen, aber ich glaube, da weigere ich mich. Ich finde Katastrophen dermaßen interessant, dass ich fremde Männer damit zu Tode langweile, aber sogar ich muss mich hinterher betrinken und so tun, als hätte ich noch nie was davon gehört. Bitten Sie Rec Bill einfach, Ihnen ein Taxi zu bestellen. Und heben Sie die Quittung auf.«

